

Die rechte Furcht kommt aus dem Glauben, die falsche Furcht kommt vom Zweifel; die einen fürchten Gott zu verlieren, die anderen fürchten ihn zu finden.

Blaise Pascal

Christen in der Talsohle

Wie unsere Wirtschaftspolitiker üben sich gegenwärtig auch hohe Kirchenführer in Konjunkturberichten. Aus letzter Zeit liegen gleich drei solcher Konjunkturberichte vor: der Rechenschaftsbericht des Vorsitzenden der katholischen Bischofskonferenz, Kardinal *J. Döpfner*, vor seiner Wiederwahl in Fulda am 20. September; der Jahresbericht des Leitenden Bischofs der VELKD, *H. O. Wölber*, auf der Generalsynode der Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche Deutschlands und der sog. Panoramabericht, den zu Beginn der Bischofssynode in Rom der Koadjutor und Apostolische Administrator von Lucca, *E. Bartoletti*, vortrug. Diese Berichte kommen aus verschiedenen Ecken der Kirche, auch aus verschiedenen Konfessionen, sie beziehen sich einmal auf lokale oder regionale Verhältnisse, ein andermal auf die Gesamtkirche. Aber allen ist ein sorgenvoller Ton gemeinsam. Er bezieht sich nicht wie bei Ministern, Haushaltexperten und Bankpräsidenten auf den wirtschaftlichen Sektor. In diesem Bereich ist wenigstens in der Bundesrepublik von einer Rezession vorerst nur in Randgebieten etwas zu spüren, wo, wie etwa im Bereich des Wohlfahrtswesens oder der kirchlichen Erwachsenenbildung, wegen Haushaltskürzungen oder wegen der kirchenferneren Disposition der Regierenden alte Gewohnheitsrechte durchbrochen und die staatlichen Zuschüsse knapper werden. An Liquidität scheint es einstweilen noch nicht zu fehlen, und die höhere Inflationsrate ist durch das Anwachsen der Kirchensteuerbeiträge ausgeglichen.

Sorgenvolle Bilanzen

Die Sorgen wegen schlechter Konjunktur beziehen sich auf sehr viel wesentlichere Bereiche des kirchlichen Lebens: auf die Kirchengaststätten, auf das wachsende Desinteresse an dem, was die Kirchen tun, in der gesamten Öffentlichkeit, auf den Rückgang der Zahl der Gottesdienstbesucher. Es kommen Zweifel an der geistlichen Potenz der Kirche auf. Man laboriert an der Erkenntnis, daß die Investitionen an liturgischer und katechetischer Erneuerung, an theologischer Bildung, an mehr Kommunikation mit der Öffentlichkeit vielfach ohne erkennbares Ergebnis bleiben, daß das verständnisvolle Werben der Kirche um die moderne Welt, ihr ganz enormer Aufwand an Anpassung nur zu einem inflationären Christentum führen könnte. Es wächst die Sorge vor einer Verzettlung in vielerlei Aktionen, deren Bezug zum Evangelium Jesu Christi erst über viele Deduktionsstufen wiederhergestellt

werden kann. Man hat Angst, das eigene „Kapital“ könnte zwischen den Fingern zerrinnen, wenn es gilt, das aktionistische Papiergeld in die harte Währung des Glaubens und der christlichen Hoffnung umzusetzen. Die einen fürchten sich vor einem geschrumpften Christentum, das sich selbst zu Dumpingpreisen an den Mann bringen will, aber deswegen nicht mehr gefragt ist. Andere sehen gar christliche Arbeitslosigkeit hereinbrechen: Es wachse eine Generation heran, die sich mit den Fragen, die Christen haben, gar nicht mehr bewegen ließe, ja der selbst der Sinn für solche Fragen abhanden komme. Was wundert's, wenn sich manche von ihnen an jede neue Hoffnung klammern, an die erstbesten Zeichen einer *Rückkehr zur Transzendenz* in bestimmten Schichten der Jugend, und sei es auch nur in der Fortsetzung einer religiösen Spielart der Hippiekultur, wie sie die Jesus-Bewegung darzustellen scheint (vgl. ds. Heft, S. 523). Wieder andere sehen die Kirche am innerkirchlichen demokratischen Spieltrieb, an den vielen Gremien, Beratungen, Abstimmungen und „demokratischen“ Empfindlichkeiten zugrunde gehen: Man sei so sehr mit sich und mit seinen eigenen kirchlichen Rechten beschäftigt, daß die Geistlichen vergessen, daß ihr Auftrag die Verkündigung des Evangeliums ist, und die Laien übersehen, daß der Sinn ihrer christlichen Existenz die soziale Verkörperung von Jesu Leben und Sterben ist. Diese und ähnliche Sorgen klingen an in vielen Gesprächen, Referaten und Reden. Sie bilden auch den Hintergrund der eingangs genannten Panoramaberichte. Bei Bartoletti mehr zwischen den Zeilen. Er bleibt insgesamt auf der römischen Linie: Er beschwört die Glaubenskrise, die Krise der Sittlichkeit. Er setzt sich mit den verschiedenen konkurrierenden Autoritäten auseinander, die im Zuge der nachkonziliaren Entwicklung an Einfluß gewonnen haben: der Autorität der Theologen und der Autorität der Massenmedien. Er beklagt den Schwund an Sündenbewußtsein, den libertinistischen Geist einer moralisch entgrenzten Gesellschaft, die innerkirchliche Kontestation. Es fehlt auch nicht an hoffnungsvollen Hinweisen auf die nachkonziliare theologische Erneuerung, das wachsende Selbstbewußtsein und die Mitverantwortung der Laien, die Verwirklichung der Idee der Kollegialität, das Werden einer Kirche, die der „neuen Gesellschaft . . . brüderlich nahe“ ist (vgl. den Wortlaut des Berichts im „Osservatore Romano“, 2. 10. 71). Doch überwiegen zum Schluß die Fragezeichen. „Können wir sagen, daß sich in unseren Kirchen der Wille zur Verwirklichung, zur Vertiefung, zur gesunden Erneuerung, die das Konzil wollte,

durchgesetzt hat?“ Die Antwort, die er gibt, klingt nicht sehr hoffnungsvoll: „Der Begeisterung ist bei vielen Gleichgültigkeit und Mißtrauen gefolgt, der rechten Ausrichtung die Verzerrung oder Parteilichkeit. So kommt es, daß sich die *Häresie der Trägheit* der *Häresie der Gewalt* zugesellt.“

Nicht wenige mögen dazu neigen, solche Aussagen als gezielte Schwarzweißmalerei abzutun. Aber was Bischof Wölber seinen lutherischen Synodalen vortrug, war nicht weniger ernst, nicht weniger besorgt. Die Spitze seiner Kritik richtete sich zunächst gegen Merkmale des Zeitgeists, gegen Wachstumsbesessenheit, gegen absolutistisches und ideologisches Denken, gegen die Überbetonung des Institutionellen. Aber er sprach auch von einem „lebensgefährlichen“ Rückgang des Lebens mit Bibel und Gebet, von der schwächer werdenden „praxis pietatis“, von der inneren Entkräftung der Seelsorge. Er warnte vor „den kleinen Selbstbehauptungen institutioneller Art“, so als ob man am Ende eines Weges, an dem man nicht mehr weiß, wie es weitergeht, nur hinzusitzen und die Butterbrote auszupacken brauche.

Bei Kardinal Döpfner mündete dies alles in der Feststellung: „Wir bewegen uns ohne Zweifel in der Gesamtheit der verschiedenen Sachgebiete auf eine Talsohle zu. Niemand weiß, wann wir sie erreicht haben werden.“ Auch er nannte als Symptome: den Rückgang des gesellschaftlichen Einflusses der Kirche (Erziehung, Publizistik), den verbreiteten Glaubensschwund, den Rückzug der Katholiken auf die innerkirchliche Diskussion.

Langweiliger Gottesdienst?

Diese Hinweise verdienen beachtet zu werden. Die Entwicklung der letzten Jahre ist nicht so gelaufen, wie es viele, gerade unter den reformfreudigen christlichen Gruppen, erwartet haben. Daran waren gewiß nicht nur die Bremswirkungen einer ängstlich agierenden Hierarchie schuld. Gerade wer es mit kirchlicher Erneuerung ernst meint, wird es sich nicht so einfach machen dürfen und Schuld nur dort suchen, wo es ihn zunächst nichts kostet. Es heißt also möglichst nüchtern und unabhängig von subjektiven Gesichtspunkten Bestand aufnehmen. Wie aber sieht eine solche *Bestandsaufnahme* aus?

Zunächst können einige Fakten nicht übersehen werden. Nennen wir als erstes den Zustand des christlichen *Gottesdienstes*. Er ist ja nach der Liturgiekonstitution des Konzils (Abschnitt 10) „der Höhepunkt, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich die Quelle, aus der all ihre Kraft strömt“. Wie sieht nun der Gottesdienst bei uns in der katholischen Kirche heute aus? Es ist vieles anders, besser, durchsichtiger, vernünftiger geworden. Der Abschied vom Latein als gottesdienstlicher Sprache hat sich ohne viel Aufhebens vollzogen. Nur einige Sektierer beziehen daraus noch Kapital für ihren innerkirchlichen Streit. Die Liturgie ist gemeinschaftsförmiger geworden, was nicht heißt, daß sich alle Gottesdienstbesucher in die gottesdienstliche Feier aktiv einbeziehen. Aber der Abstand zwischen Liturgen und Gemeinde hat sich verkürzt; der Gottesdienst als geistliches Privatissimum ist im Abklingen; stärker, als es der theoretischen Diskussion gelingt, wird der Priester durch den Gottesdienst selbst nicht nur zum Vorsteher, sondern auch zum Glied der Gemeinde. Pfarrer und Gemeinderäte bemühen sich da und dort auch um mehr Sozialbewußtsein im Gottesdienst, um die Einbeziehung der Gemeinschaftsaufgaben

und der großen Sozialkofflikte, um den Christen seinen Rückzug in sein eigenes, mit „subjektiver“ Frömmigkeit ausgestattetes Kämmerlein nicht zu leicht zu machen.

Aber ist aus diesem Gottesdienst auch wirklich *betende* Gemeinde geworden? Und ist mittlerweile nicht statt der erhofften Lebenskraft gähnende Langeweile in manchen Sonntagsgottesdienst eingezogen? Weil das viele, was gesagt wird, nicht zündet, vielleicht auch, weil man das menschliche Leben auf eine ganz „moderne“ Weise verkürzt, indem man mit unzureichenden Mitteln nur an den Verstand appelliert und den Menschen nicht als leibhaftes Wesen aus Fleisch und Blut nimmt, das Bedürfnisse der Selbstdarstellung auch vor Gott, auch Bedürfnisse der Selbstbefreiung hat, die nur in mehr Spontaneität, in Formen des Lobes, der Danksagung, auch der lebensnahen Freude ausgedrückt werden können. Niemand wird sich oder kann sich die Rückkehr oder die Weiterführung eines sterilen Rubrizismus alter und neuer Prägung wünschen, aber einstweilen muß doch festgestellt werden, daß der künstlerische und religiöse Reichtum mit Latein, Choral und Polyphonie dahingeschwunden ist, ohne daß die Liturgie kreativer geworden ist. Reform muß zwar Vereinfachung, darf aber nicht Verarmung sein.

Vorwürfe an die Theologen

Nehmen wir ein anderes Beispiel, das mit der gottesdienstlichen Misere engstens zusammenhängt oder gar ein Teil davon ist. Es fehlt heute nicht an *theologischer Erkenntnis*. Man muß zwar sagen, daß viele ekklesiologische Themen in der neueren Theologie nur angetippt sind, aber nicht aufgearbeitet werden. Das gilt beispielsweise auch für das theologische Verständnis der Priesterfrage. Man wird sich deswegen nicht wundern, wenn die römische Bischofssynode sich mit diesem Thema schwertut. Aber man kann nicht sagen, die Theologie, auch nicht die katholische, lebe wissenschaftlich und in ihrem Praxisbezug hinter dem Mond. Die Universitätstheologie ist zwar wie die nichtwissenschaftlich reflektierenden Christen vielfach verunsichert und kompensiert solche Verunsicherung gelegentlich durch den Rückzug in formale Wissenschaftlichkeit oder durch die Flucht in eine publizistische Betriebsamkeit, in der Argumente oft mehr vom Tagesbedarf als von der sachlich notwendigen Sorgfalt und Klarheit diktiert werden. Aber wir haben — in Deutschland wenigstens — eine junge Theologengeneration, die daran ist, den ganzen modernen Säkularisierungsprozeß in kritischer Konfrontation mit dem Wort der Bibel und diese in ebenso nüchterner Konfrontation mit dem Zeitbedingten in ihren eigenen Aussagen aufzuarbeiten. Sie versucht theologische und soziale, biblische und religionswissenschaftliche Tatbestände voneinander zu scheiden und in eine neue, durchsichtigere, authentischere Synthese zu bringen. Man kann beim besten Willen nicht sagen, es fehlten alle klärenden Aussagen etwa zur Gottesfrage oder zur Eschatologie, auch nicht auf dem Hintergrund säkularisierten Denkens und einer säkularisierten Sozialpraxis. Wenn die Theologie heute auch mehr Fragen stellt, kritisch, ungeschützt, gelegentlich auch rechtshaberisch, als sie Antworten zu geben vermag, so wäre es doch schlechterdings üble Nachrede, wollte man unterstellen, Theologie sei nach wie vor total praxisfern oder sie entlasse aus den Hörsälen und Seminarien der Hochschulen notwendigerweise lauter Verunsicherte. Es stimmt zwar, was seit Jahren Theologen selbst feststellen, daß

mit dem weitgehenden Verlust der Philosophie im modernen Wissenschaftsbetrieb auch die Theologie ihre Sprache, ihre Konversationsfähigkeit mit den verschiedenen Wissenschaftszweigen und Lebensbereichen eingebüßt hat und oft nur einer nach außen unverständlichen und nach innen unverbindlichen *Binnensprache* fähig ist. Aber was wurde in den letzten Jahren beispielsweise exegetisch nicht alles aufgearbeitet trotz des Fortbestehens der vielen Meinungen auch in den zentralen Glaubensfragen: in der Christologie, in der Mariologie. Man nehme das Thema Eucharistie, man nehme das Thema Auferstehung. Man werfe einen Blick auf das Dogma, etwa auf die Ämtertheologie und vergesse dabei auch nicht den Fortschritt im zwischenkirchlichen Gespräch, wie er etwa in dem auf S. 536 bis S. 544 abgedruckten Bericht der katholisch-lutherischen Theologenkommission zum Ausdruck kommt. Man denke an die Moraltheologie und den wachsenden Erkenntnis-austausch mit diversen anthropologischen Disziplinen.

Der kranke Nerv der Verkündigung

Doch wie steht es mit der *Umsetzung* der Einsichten? Mit der theologischen Orthopraxis in der Verkündigung, in der Predigt, die ja doch in erster Linie mit dem aus den vielerlei Beanspruchungen des Alltags kommenden christlichen Zeitgenossen erst einmal Einübung in den Glauben, Einübung in den Gottesdienst praktizieren, eben gläubiges Bewußtsein schaffen, wecken oder vermitteln muß? Wie steht es um die theologische Qualität der Predigt, wobei mit theologisch nicht die wissenschaftliche Vermittlung des Bekenntnisses, sondern schlicht die Erfassung der objektiv-existentiellen Wahrheit des Christentums und die Auslegung des Wortes der Bibel und der Glaubenssätze in ihrem inneren Zusammenhang und in ihrem Lebensbezug verstanden wird? Welches ist der spirituelle Gehalt der Predigt? Flüchtet nicht auch der Prediger oft in eine nicht einmal besonders christliche Allerweltsweisheit, in bürgerliche oder auch antibürgerliche Moralappelle, in Zusprüche, die nicht tiefer reichen als der Redegehalt einer routinemäßigen Begegnung am Arbeitsplatz.

Fragen wir noch ein Stück weiter. Rührt der Kummer der Katecheten und auch mancher Eltern mit dem Religionsunterricht allein davon her, daß man den Kindern und Heranwachsenden keine obsolet gewordenen Weltbilder biblischer oder kirchengeschichtlicher Art eintrichtern darf oder sie wegen der vielen Erlebnisse und der wenigen echten Erfahrungen, die modernes Leben beeindruckbaren Jugendlichen vermittelt, gar nicht religiös ansprechen kann? Oder liegt es auch an einer falsch praktizierten Ökonomie der Kräfte? Krankte Verkündigung daran, daß man Neues zu oberflächlich aufnimmt, zu gedankenlos umsetzt, oder auch daran, daß man sich gegen einen notwendigen Prozeß der Verarbeitung sträubt? Zu viele finden zwischen den vielerlei Beschäftigungen „pastoraler“ Natur nicht die Zeit, an das *Wesentliche* zu denken, die Bibel mit dem ganzen zur Verfügung stehenden Hilfsinstrumentar zu lesen, zu meditieren und geistlich zu vermitteln. Die jüngsten Umfragen unter Priestern könnten darüber einigen Aufschluß geben. Könnte es nicht sein, daß die Routine des Seelsorgebetriebs einiges zur vielbeklagten geistlichen Verarmung beiträgt? Liegt das aber nur an einem akuten Zustand der Überbeschäftigung, aus dem sich niemand ohne grundlegende Strukturveränderungen befreien kann, oder ist hier auch ein inneres Gesetz wirksam, das Verkündigung, Seelsorge letzten Endes

doch nach einem meßbaren Erfolg beurteilt, an dessen Grenze dann das Unbehagen beginnt? Es wäre eine grandiose Illusion, zu meinen, Strukturreformen, Aufbau-studium, Teamarbeit können für sich schon weiterhelfen, wie es auch eine noch grandiosere Illusion wäre, zu glauben, man könne sich das ganze Gerangel um strukturelle Reformen, Abstimmungen, „demokratische“ Spielregeln sparen, es genüge, der „praxis pietatis“ oder gar einer reinen Spiritualität der Meditation zu leben.

Verlust an „kritischer“ Potenz

Wer *selbstkritisch* vorgeht, wer das mühsame Wandern in der Talsohle nicht nur den widrigen Zeitumständen, der Diasporasituation, dem trägen Widerstand einer Überflußgesellschaft zuschreibt, dem kommen hier vermutlich auch noch andere Gedanken. Zum Beispiel folgender: Wohin zielen gegenwärtig die Bestrebungen zur Erneuerung des geistlichen Dienstes in der Kirche? (Gemeint sind damit nicht die theologisch-strukturellen, sondern die sozial-existentiellen Gesichtspunkte.) Was strebt man in Zukunft für ein *Priesterbild* an? Wie stellt man sich den kirchlichen Amtsträger vor? Was denkt man sich, wenn man den Priester als Stand, als Kaste, abschaffen, den Priester gemeinde-, volks-, auch weltnäher haben will? Soll er dadurch der Gemeinde besser dienen können, deren Probleme besser kennenlernen, eine durch Jahrhunderte theologisch, geistlich, asketisch stilisierte „Stellvertretung“ abbauen, nach der dem Geistlichen doppelt abverlangt wird, was man dem Laien, von Moralgeboten abgesehen, nicht einmal in einfacher Ausgabe zumuten wollte: die existentielle Radikalisierung der christlichen Botschaft. Oder wird dieses Anliegen nicht unbewußt überformt vom Bestreben, einfach zu leben wie die anderen, sagen wir bürgerlich? Ginge aber dadurch der Kirche nicht eine „kritische“ Potenz verloren, die nicht nur die Kirche, sondern von ihr die Gesellschaft braucht? Hat es in den Jahren notwendigen Aufholens und Anpassens nicht gerade an ihr gefehlt? Sollten wir uns ausgerechnet dieser Potenz begeben? Oder kommt es nicht gerade jetzt darauf an, den kirchlichen Dienst, das geistliche Amt, existentiell und sozial, radikal, wenn auch nicht ausschließlich, von dieser solidarischen, aber kritischen Funktion in der Gesellschaft her zu begreifen? Die Kirche hat der Gesellschaft nur den Dienst des Evangeliums zu erweisen, keinen anderen. Deswegen muß auch, wer in der Kirche ein Amt bekleidet, diesen Dienst nicht nur professionell handwerklich, sondern auch in Fleisch und Blut also als Lebensform verkörpern. Dies scheint für den kirchlichen Amtsträger der Zukunft sogar noch wichtiger zu sein als die Frage, ob das geistliche Amt ganz- oder teilzeitlich, begrenzt oder auf Lebensdauer ausgeübt wird. Man sollte hier jedoch nicht die Zölibatsfrage im Hintergrund sehen, sie ist nur ein Element der „forma evangelii“, kein wesentliches und auf keinen Fall das wichtigste. Verzicht auf Güter, Macht und Einfluß, überhaupt Erfolgaskese erscheint wichtiger. Man könnte auch noch eine letzte Frage speziell an den Laien stellen: die ganze simple Frage, wieweit *er*, konservativ, progressiv oder „radikale Mitte“, bei der Stange des Evangeliums bleibt. Nicht selten entsteht der Eindruck, auch der Laie professionalisiere sein Christentum, neutralisiere es aber im eigenen Alltag. Entweder praktiziert er in der Kirche ein Sozialleben mit Gesellungsformen, die auch (nicht nur) Ersatz für gesellschaftlichen Einsatz am Ort sind; oder er fächert sein kirchliches Wirken

auf in viele Spezialgebiete des gesellschaftlichen Lebens. Dort ist er zwar als katholischer Verband, als Gruppe, präsent, aber er unterscheidet sich in den individuellen wie kollektiven Zielsetzungen von anderen Verbänden und Gruppen nur durch die *organisatorische Herkunft*, kaum aber durch *Handlungsziele*. Der Christ, der als Person

und als Gesellschaftswesen Christentum verkörpert und nicht nur immer neu institutionalisiert, bis er nur noch institutionell, ohne persönliche und wenn man will kerygmatische Rückkoppelung denkt, kommt zu kurz. Hierin scheint von allen christlichen Defiziten das gegenwärtig größte, jedenfalls das wesentlichste zu liegen.

Meldungen aus Kirche und Gesellschaft

Zur Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz

Die diesjährige Herbstvollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vom 20. bis 23. September in Fulda, die zusammentrat, als das Oktoberheft dieser Zeitschrift bereits in Druck ging, hatte sich eine umfangreiche Thematik vorgenommen. Die Tages- und Wochenpresse berichtete fast ausschließlich von den personellen Veränderungen und von der Vorbereitung der römischen Bischofssynode. In Wirklichkeit war dies der weniger interessante Teil der Beratungen: Die Wiederwahl des Vorsitzenden, Kardinal *J. Döpfner*, stand von vornherein fest, auch wenn lange vorher gemunkelt worden war, der Kardinal wolle erstens nicht mehr kandidieren, und es stünde zweitens keine Mehrheit des Episkopats hinter ihm. Der neue Sekretär der Konferenz, der Nachfolger für Prälat *K. Forster*, der mit dem Wintersemester 1971/72 eine pastoraltheologische Professur an der Universität Augsburg übernommen hat und nicht mehr kandidierte, stand praktisch ebenfalls schon vor dem Zusammentritt der Konferenz fest. Wohl waren viele wegen der Wahl des Münsteraner Ordinariatsrates, Dr. phil. *J. Homeyer*, überrascht; denn Homeyer war erst relativ spät ins Gespräch gekommen. Er galt als hervorragender Fachmann in Bildungsfragen. Er war als solcher insbesondere durch seine Veröffentlichungen zum Strukturplan des Deutschen Bildungsrates einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 228).

Neue Arbeitsinstrumente für die Bischöfe

Mit der Person- fiel freilich auch eine wichtige *Sachentscheidung*, und beide dürften nicht unabhängig voneinander getroffen worden sein. Unter der

Regie von Prälat Forster hat die Deutsche Bischofskonferenz ihre erste Phase organisatorischer Konsolidierung hinter sich gebracht. Er hat die beiden Sekretariate, das der Bischofskonferenz und das der Synode, aufgebaut und damit für beide Gremien die unerläßlichen Arbeitsinstrumente geschaffen. Auf seine Initiative und auf seinen Durchsetzungswillen geht auch die Errichtung des „*Verbandes der Diözesen Deutschlands*“ im Jahre 1968 zurück, gegen den bis zu seiner Gründung Widerstände (vor allem rheinischer Bischöfe) im Episkopat bestanden. Mit ihm erhielt die Bischofskonferenz aber ein öffentlichrechtliches Instrument, durch das sie nicht etwa nur der EKD gegenüber Öffentlichkeit und Staat gleichgestellt wurde; sie konnte sich auch als Träger finanzieller Entscheidungen gegenüber einem ausgeprägten Partikularismus einzelner Diözesen besser durchsetzen. Das war, wie das Beispiel „*Publik*“ zeigt, freilich nicht immer der Fall. (Die Zeitung wird gegenwärtig nur noch von drei Diözesen — Limburg, Mainz und Münster — getragen.) Der neue Sekretär, der bisher der Synode nicht angehörte, aber in Personalunion das Sekretariat der Synode mit übernimmt, steht nun vor der Aufgabe einer *Koordinierung und Rationalisierung der überdiözesanen pastoralen Einrichtungen* (Hauptstellen, wissenschaftliche und pastorale Fachinstitute). Auch die vielen Doppelungen und Überschneidungen im Grenzbereich zwischen Bischofskonferenz und Zentralkomitee bedürfen der Durchforstung. Dabei kann man von der Voraussetzung ausgehen, daß nicht nur, wie Kardinal Döpfner anlässlich der Vollversammlung feststellte, im Bereich des Laienapostolats „Konsequenzen in Richtung auf eine sinnvolle Ökonomie der Kräfte zu ziehen“ sind. Es müssen gerade im überdiözesanen Bereich hilfrei-

chere pastorale Instrumente geschaffen (Beispiel: Pastoralinstitut), aber auch vorhandene und unwirksam gewordene reduziert, vereinigt oder umgestaltet werden. Der bisherige Sekretär stand in dem Verdacht, allzu unbekümmert nach vornehmlich administrativen Kriterien die Reorganisation zu planen, und setzte sich dadurch dem Vorwurf der Machtkonzentration aus. Sein Nachfolger, der nicht aus dem Verwaltungsapparat der Konferenz, sondern von außen kommt, kann unbelasteter an diese dringlich gewordene Reformarbeit herangehen. Er selbst hat in dem ersten Interview nach seiner Wahl „sachgemäße Sorgfalt und Gründlichkeit bei der Vorbereitung der Beratungen sowie Umsicht und Korrektheit in der Durchführung von Beschlüssen“ angekündigt („Westfälische Nachrichten“, 13. 10. 71; zit. nach KNA). Erste *Entscheidungen* zugunsten einer Verwirklichung der gewünschten „Ökonomie der Kräfte“ sind bereits gefallen: Die *Bischöflichen Hauptstellen* (z. B. die Hauptstellen für Jugend- und Frauenseelsorge, für Fernseh- und Filmarbeit) sollen in eine „qualifizierte Zusammenarbeit mit dem Sekretariat gestellt werden, damit ein effektives Instrument für die Bischofskonferenz als dem für die katholische Kirche in Deutschland verantwortlichen Führungsgremium daraus entsteht“.

Deshalb wurde eine der Hauptkommission der Bischofskonferenz zugeordnete *Ad-hoc-Kommission* berufen. Ihr gehören der bisherige und der künftige Sekretär der Bischofskonferenz an, außerdem Weihbischof *E. Gutting* (Speyer), der Leiter des Katholischen Büros in Bonn, Prälat *W. Wöste*, und *Fr. Kronenberg*, Generalsekretär des ZdK und Vizesekretär der Synode. Diese Kommission soll im Frühjahr 1972 erste Ergebnisse vorlegen. Die Bischöfe versichern, die Neu-